

# Sonntagsbeilage

## Lesung für den Sonntag. Gebet Gott, was Gott ist.

Es ist von eigenartigem Reiz, zu sehen, wie Christus die Bosheit seiner Feinde zu beruhigen weiß, wie aus ihr eine große Wahrheit, eine erste Mahnung, eine tief in das Menschenleben einschneidende Frage entstehen zu lassen. In dem Evangelium vom zwanzigsten Sonntag nach Pfingsten sehen wir seine Feinde wieder am Werk. Sie stellen ihm eine Falle, um ihn durch eine unvorsichtige Aeußerung zu fangen. Heuchlerisch nahen sie sich ihm mit schmeicheleichen Worten und hüpfen dazu die gefährliche Frage, die ihn in ihre Hände fesseln soll: „Ist es erlaubt, dem Kaiser Steuer zu zahlen oder nicht?“ Er aber erkennt in ihren lauernden Augen und verhänglichen Worten die Schlange des Paradieses, und in seiner Antwort, so einfach und ungezwungen sie auch ist, erhebt er sich zu göttlicher Würde und Erhabenheit: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist.“

Mit diesen Worten reißt er sich über diese erbärmlichen Nörgler und Heuchler empor, wächst hinaus über Raum und Zeit und spricht Worte voll Ewigkeitswert, Worte, die für alle Zeiten und Menschen unverrückbare Grundlage und heilige Aufgabe sind. Zieht der zwiespältigen Natur des Menschen entsprechend die Grenze zwischen Gott und Welt. Löst die Zweifel, von denen das menschliche Herz bestürzt und hin- und hergeworfen wird. Gibt befreiende Klarheit der Seele der Menschen, die guten Willens sind und heilt ein leuchtendes Licht als Wegweiser zu höchsten und letzten Zielen auf den Lebensweg des Menschen. Unter den Worten voll Klarheit und Macht: „Gebet Gott, was Gottes ist“ bricht zu allen Zeiten die erbärmliche Heuchelei, alles Lüsteln und Deuteln und Kompromittieren, alles selbstsüchtige Aufbegehren der erdgebundenen Menschennatur zusammen, wie auch jene Abgesandten der Feinde Christi vor der Majestät seiner Erscheinung und der überwältigenden Weisheit seiner Worte keine andere Antwort wußten als: „Sie lassen ihn stehen und schämen davon“.

Gebet Gott, was Gottes ist! Was aber ist Gottes? Was unserm Schöpfer gehört Gott lehnen Erdes alles, was wir sind und haben. Vor allem aber gehört ihm, was seines Wesens ist: Herz, Seele und Geist und das von diesen Kräften getragene sittliche und geistige Leben des Menschen. Aber das alles ist selbstverständlich. Warum muß man es denn den Menschen noch sagen? Warum laut Christus es ihnen selbst so nachdrücklich? Weil die Menschen es wissen und doch nicht wissen. Weil sie es nur zu oft gar nicht wissen wollen. Christus hat ihnen in seiner Liebe alles gegeben. Er, „der Königlich der Barmherzigkeit“, wie der hl. Franz von Sales ebenso schön wie treffend sagt, ist geradezu ersünderlich gewesen, um dem Menschen alles zu geben, was seine Weisheit ausdenken und seine Allmacht geben konnte. Es war ihm nicht genug, daß sein göttliches Herz für sie brach. Im Tode noch mühte es sich für sie geöffnet werden, um ihnen mit dem letzten Tropfen Blutes seine letzte Liebe zu geben. Wahrhaftig, er durfte mit den Propheten sagen: „Was hätte ich meinem Weinberg noch tun können?“

So tritt er vor den Menschen hin und spricht fast flehend: Mein Sohn, schenke mir dein Herz — deine Seele, dein

Leben! Wird der Mensch sich nach all dem wirklich bitten lassen? Wird er nicht mit überströmendem Herzen und jubelnder Hingabe schwören: Liebe für Liebe, Herz für Herz und Leben für Leben? Ja, er läßt sich bitten. Er läßt sich in tausend Fällen vergebens bitten. Was wäre aus uns geworden, wenn Christus in seinem Geben vorföchtig und selbstsüchtig gerechnet hätte? Wir aber rechnen und wägen ab, wenn es heißt: „Gebet Gott, was Gottes ist“. Wir handeln und fesseln, wie die Händler im Tempel, immer ängstlich, daß wir selbst und die Welt, mit der wir liebäugeln, zu kurz kommen. Immer besorgt, wie wir noch etwas abhandeln können, ohne unser Gewissen allzu sehr zu belasten. Christus war ersünderlich und verwunderlich im Geben. Wir sind ersünderlich in Ausflüchten und Scheinmanderl. Christus wollte nicht teilen. Er gab sich ganz und ungeteilt mit dem ganzen Reichthum seiner göttlichen Liebe und Erbarmung. Wir teilen nicht nur zwischen Gott und der Welt. Das gestattet er uns ja gern, wenn wir gerecht teilen. Wir aber stürzen die gottgewollte Ordnung um und geben oft der Welt, was Gottes ist.

Oder ist das überleben? Sehen wir christlich und aufstichig gegen uns selbst. Unser Herz gehört Gott. Womit aber ist es oft bis zum Brechen erfüllt? Mit den Sorgen und Freuden der Welt und mit dem Taumel der Lust. Das Sinnen und Trachten des Herzens ist auf Genuß und die Mittel zum Genuß gerichtet, und Gott nimmt vielleicht nur einen kleinen Raum des Herzens ein oder ist gar in die letzte Ecke zurückgedrängt. Sehen wir nicht Menschen dieser Art zu Tausenden „von Begierde zu Genuß“ taumeln und am Rande eines Abgrundes tanzen, der schon so manchen verschlungen hat? Wie sollen wir dem Geiste Gottes leben, wenn wir uns dem Geiste der Welt in die Arme werfen? Wie sollen wir das Leben meistern, wenn wir die Wogen des Lebens über uns zusammenschlagen lassen? Wie können wir geistige Werte in Herz und Seele und Geist schaffen, wie können wir Gott geben, was Gottes ist, wenn wir das Geistige, den göttlichen Funken in uns zurückdrängen und verkümmern lassen?

Wie steht man da diesen Dingen gegenüber? Schwankt auch du in ewiger Unentschiedenheit zwischen Gott und der Welt hin und her und weißt dich selbstsüchtig jeweils nach der Seite, wo du Vorkauf erwartest? Die Frage, die Christus mit seiner Meinung: Gebet Gott, was Gottes ist, aufwirft und die drängend vor die Seele stellt, ist eine überaus ernste und schicksalhafte Frage. Deine Antwort wird vielleicht über Zeit und Ewigkeit für dich entscheiden. Wie wirst du antworten?

### Vollsverein und Christ-Königsfest.

Seit der Einführung des Festes vom Königtum Christi durch Paps Plus XI. wurde mit diesem Feste der Werbe - Sonntag des Vollsvereins verbunden, weil der Inhalt dieses Festes die Ideenwelt und das Aufgabengebiet des Vollsvereins seit seiner Gründung gewesen ist. Daher gibt das Christ-Königsfest den einzelnen Ortsgruppen alljährlich Gelegenheit, ihren Mitgliederbestand, besonders auch durch eine an das Fest anschließende Werbewoche, zu ergänzen und zu erweitern. Jede Ortsgruppe sollte am Feste eine Festversammlung in Form eines Pfarrfamilienabends veranstalten, die planmäßig vorbereitet ist und möglichst alle Pfarrangehörigen anzieht. Diese Feste müßten den Ruf nach Winterarbeit bilden über die man sich im Vertrauenspersonalekreis

als dahin mindestens klar geworden sein muß, da die Vor schläge dafür schon weit früher an der Zentralstelle und am Landessekretariat fertiggestellt sind und die Herbstkonferenzen vorausgingen. Die streng planmäßige Arbeit ist heute in allen Ortsgruppen unbedingt notwendig. In diesem Plan müssen 2-3 große Volksversammlungen vorgesehen sein, die als Mittelpunkt die Behandlung einer Frage, die unserem Volke auch wirklich Frage ist, hat, um mit ihr gemeinsam eine Antwort zu finden; eine dazu gehörige Unterrichtung verleiht und verankert den Inhalt der Rede. Auch gehört ein Drei- vierwöchiger Kursus in den Plan. Besonderer Wert muß in der Zukunft auf die Monatskonferenzen (wenn Halbmonatskonferenzen nicht durchführbar sind) der Vertrauensleute gelegt werden, wozu die Vorstandsmitglieder möglichst aller kath. Vereine herangezogen werden sollen; auch andere aktive Menschen sind von dieser Pfarrkonferenz nicht auszuschließen. Es ist selbstverständlich, daß diese Konferenzen, deren Ziel es ist: ein tätiges Laienapostolat zu schaffen, planmäßig aufgebaut und gut durchgearbeitet sein müssen. Hierzu liefert das „Weltblatt“ des Vollsvereins für die Geschäftsführer, das die Zentralstelle von jetzt an erscheinen läßt, wertvolles Material und brauchbare Fingerzeige. Zum Wechselsonntag hat die Zentralstelle neue Flugblätter und Plakate herausgegeben, die von dort bezogen werden können.

Im kommenden Winter muß so eine erste Tätigkeit einsetzt werden, um so zur geschlossenen Einheit der deutschen Katholiken im öffentlichen Leben zu kommen, ohne die wir den uns heute gestellten Aufgaben und unserer Sendung nicht gewachsen sind, sondern immer mehr zur Einflußlosigkeit auf allen Lebensgebieten uns selbst verurteilen.

Der deutsche Erzbischof hat auf seiner diesjährigen Bischofskonferenz in Fulda nochmals erklärt:

„Die Bischofskonferenz erneuert die auf der vorstehenden Konferenz gegebene Erklärung, daß der Vollsverein wie bisher so auch in Zukunft als wertvolle Hilfsarbeit in apostolischen Aufgaben sowie zur sozialen, wirtschaftssozialistischen und staatspolitischen Schulung des katholischen Volkes zu betrautet ist.“ Also gehört jeder Katholik in den Vollsverein!

### Eine deutsche Universität in Tokio (Japan)?

Papstjubäum! Dieses Wort erfüllt uns mit heiliger Freude, denn als echte Kinder der katholischen Kirche nehmen wir ja seinen Anteil an dem Glücke unseres hl. Vaters. Diese Freude will sich auch nach außen hin zeigen. Alle Welt soll es wissen, daß wir die Freude unseres heiligen Vaters teilen. Gibt es da wohl einen besseren Weg, als wenn wir einen der dringendsten Wünsche unseres heiligen Vaters erfüllen. Dieser dringende Wunsch Sr. Heiligkeit ist die Erhaltung der katholischen Universität in Tokio, deren Geschichte bis auf den heutigen Tag eine ununterbrochene Kette von Feindschaften und Prüfungen ist.

Im Mai 1913 wurde die Hochschule eröffnet. Der Anlaß war der Besuch Paps X. Die Universität soll wie eine feste Burg im Geistesleben Japans stehen. Auf katholischer Grundlage will sie die Verbindung zwischen westlichem und ostasiatischem Geist. Sie soll eine Vorstudien für die Wahrheit unseres Glaubens im Osten werden. Das war das Ideal, das dem Paps vor Augen schwebte, als er die Jesuiten mit der Gründung der Schule beauftragte.

## Für unsere Kleinen. Freuden im Herbst.

Jede Jahreszeit hat ihre Freuden für die Kinder, besonders aber der Herbst, der alle Freuden für sie bereithält. Der die Walnüsse reifen läßt, die jetzt bitter und dügg schmecken, und die an das liebe Weihnachtsfest erinnern, das gar nicht mehr so fern ist. Aber solch eine frühe Walnuss, der man noch die Haut abziehen muß, deren Schale sich leicht anfährt, scheint uns gerade jetzt, wo sie reift, eine besondere Köstlichkeit zu sein. Vielleicht nur deshalb, weil sie jetzt noch als Lederbissen gilt. Ein altes Volksrätsel beschäftigt sich mit der Walnuss: „Höger as en Hues, bitter as en Muus, grüner as Gras, witter as Flah, bitter as en Gall, und doch mögen ke Herrn dat all.“ (Höger als ein Huhn, bitter als eine Maus, grüner als Gras, weißer als Flachs, bitter wie Galle, und doch mögen die Herren das alle.) Das ist also die Walnuss, die als Gartenbaum hoch geschätzt wird. Im Reize wurden alle Walnussbäume in Deutschland aufgeschrieben, kein Bester durfte einen Walnussbaum ohne Erlaubnis der Militärbehörde fällen. Aus dem sehr guten, dauerhaften Holze sollen Geschäfte angefertigt werden. Der grüne Nussbaum in Deutschland soll in der Gegend von Paderborn stehen und jährlich 400 Schock (wer weiß, wie viel Stüd ein Schock ist?) Walnüsse tragen. Für diejenigen, die gerade in der Schule sitzen, als in der Rechenstunde vom Schock die Rede war, sei es gesagt: ein Schock hat 60 Stüd. Also 60 mal 400! Da kann man Nüsse machen?

Aber größer noch ist die Freude, wenn man im Walde einen Haselnussbaum findet, der seine reifen Früchte als Kostprobe darbietet. Sie sehen gar lustig aus, die Haselnüsse in ihrer gefüllten grünen Hülle, immer in Gesellschaft zu vier oder zu fünf eng an das Blatt geklebt, oft so dicht, daß man sie im Vorübergehen nicht entdecken kann. Die Zweige finden als Haselnüsse Verwendung (kennt ihr sie?), und früher diente ein gegabelter Zweig als Wünschelrute, welche die Fähigkeit besaß, Wasser ober Erdbere in der

Erde aufzusuchen. Die Sage weiß vom Haselnussbaum zu berichten, daß er blühender ist, denn als Maria über das Gebirge ging, um ihre Wale Elisabeth zu besuchen, da wurde sie von einem schweren Gewitter überzogen. Sie suchte Schutz unter einem Haselnussbaum und siehe, die furchtbaren Blitze konnten ihr nicht schaden. Und Brüder Grimm erzählen vom Haselnussbaum, daß Mutter Maria, als sie einstmals Erdbeeren für das Festkind pflücken wollte, von einer giftigen Natter verfolgt wurde. Sie suchte unter einem Haselnussbaum. Die Natter versuchte sich und Mutter Maria sprach: „So wie mich der Haselnussbaum vor der bösen Schlange schützt hat, so soll er auch furchterlich alle anderen Menschen davor schützen.“ Seitdem ist nach dem Märchen ein Haselnusszweig Schutz gegen Kattern, Schlangen und alles Gewürm. Wenn man nun gar, was bei der Walnuss niemals möglich ist, in der Haselnusschale zwei Rasse findet, so kann man ein Vellebchen auf „Sie“, „Ich denke daran“ oder „Guten Morgen, Vellebchen“ rufen und muß gehörig achtgeben, daß man sich nicht verpöndert. Denn sonst hat der andere gewonnen, und man muß ein Pfund zahlen.

Wenn gar unsere beste Freundin, die Haselnuss, ihre grünen Stacheln zu uns herabwirft und uns mit den glänzenden braunen Früchten, die wir zwar nicht essen können, beschenkt, dann wissen wir genau: jetzt ist's Herbst! Was kann man nicht alles aus den braunen Früchten, die so aussehen, als seien sie lackiert, herstellen! Viele sammeln sie, um den Rehen und Hirschen in den Zoologischen Gärten eine Freude zu bereiten, andere reifen sie auf einen feinen Feder auf, als Haselnüsse! Oder man höhlt sie aus, macht niedliche Schiffschen daraus oder Wägen für allerleinsten Puppenstüber, allerlei lustige Spielereien kann man daraus verfertigen. Sogar gegen das böse Reizen sollen die guten Haselnüsse helfen, wenn man etliche von ihnen bei sich trägt, soll nach Meinung derer, die das Rezept befolgen, das Reizen Reizen nehmen. Im Reizen waren die Wägen Haselnüsse sehr beliebt, die Früchte wurden als Stärke zubereitet, aber man gab es bald auf, denn die Stärke machte die weiße Wäsche grau. In den Talern des Himalaya bildet

der wilde Kastanienbaum große Wäher, 1875 wurde er zum Erkennmal in Wien gezeichnet und erlangte bald solche Beliebtheit, daß er überall angepflanzt wurde. Jetzt fallen seine großen Blätter zur Erde, die Kastanie ist einer der Bäume, welche durch ihr Laub verkleben, und wir freuen uns schon jetzt auf den Frühling, wenn sie wieder ihre roten und weißen Blütenkerzen aufsteckt. Mit der Edelkastanie, die bei uns in geschützten Gegenden wächst, ist die Haselnuss nicht verwandt, woher sie ihren Namen erhalten hat, ist bis heute noch nicht einwandfrei festgestellt.

Wenn wir am sonnigen Herbsttage eine Landstraße wandern, so wölben sich über uns die Zweige der Kerpelbäume, deren Segen rot und gelb aus dem Blattwerk leuchtet. In diesem Jahre ist der Fruchtesegen angefeuert. Die Äste biegen sich unter der Last. Frucht an Frucht liegt an den Zweigen, und wenn der Herbstwind durch die Kronen streicht, so fallen sie herab vor ihrem lustigen Sitze und landen im Chausseegraben. „Chausseäpfel“, sagen die Kinder verächtlich, der Zwetschenbaum mit seinen blauen Früchten, der erreichbar über die Gartenmauer hängt, ist ihnen lieber. Und am Apfelbaum mit den guten hartschaligen Winteräpfeln im Garten probiert man, ob nicht einer von den rotwangigen Herbst aus Gras springen will. Aber das Bäumchen hält seine Kinder fest, man muß mit aller Kraft schütteln und rül ein, bis endlich ein Kerpelchen herunterfällt. Und das ist dann noch gar nicht reif oder — wummlich, aber Kerpelchen tut es trotzdem! Vielleicht hängen auch noch Himbeeren am Strauch, die sich unter den schützenden Blättern versteckt halten, und jetzt, beim Stätterworf, zum Vorschein kommen.

Und dann, wenn alles abgarnet ist, wenn der letzte Rauch der Kartoffelfeuer über die Felder zerflattert, wenn der erste Reif die Äpfelchen am Wagn mit silbernen Hauch überzieht, wenn Brombeeren und Hagebutten längst gepflückt sind, dann reißt der Herbstwind daher und schüttelt die Bäume, daß sie das Laub verkleben und schäuflos den Regenströmen preisgegeben sind.

Nach wie sehr ihm die Angelegenheit Herzenssache war, kann man daraus erkennen, daß noch im Dezember desselben Jahres auf seinen ausdrücklichen Wunsch der Grundstein zu einem herrlichen Gebäude gelegt wurde, das 500 Studenten aufnehmen konnte.

Doch kann man bei dem Bau vollendet, als der Weltkrieg ausbrach. Die Entwicklung der Hochschule wurde gestoppt. Die Anwesen, die bisher aus den europäischen Ländern reich geflossen waren, versiegt. Ein kleines Kapital, das in Deutschland angelegt war, ging durch die Inflation verloren. Die Universität wurde mittellos. Hinzu kam als neue, gewaltige Schwierigkeit ein Erlass der japanischen Regierung. Er verpflichtete alle Privatuniversitäten, die das Recht, Grade zu verleihen, auch weiterhin behalten wollten, zur Hinterlegung einer Fundationssumme von 500.000 Yen für die erste und von 100.000 Yen für jede weitere Fakultät. Wie sollte eine mittellose Schule eine solche große Summe aufbringen? Kallos sah die Patres zu, wie ein Student nach dem anderen die Anstalt verließ, weil sie keine Grade verleihen konnte. Dann kam 1923 das große Erdbeben. Die Schule stürzte bis auf das unterste Stockwerk ein. Unschlüssig standen die Patres vor den Trümmern: Sollten sie denn bei all diesen Schwierigkeiten von neuem zu bauen beginnen? Ein Schreiben des Heiligen Vaters machte allem Zögern ein Ende. Das war der Wunsch unseres Heiligen Vaters, daß die Universität um jeden Preis erhalten bleibe. Notdürftig wurde das Untergeschloß wieder hergestellt und ein Stockwerk von Holz aufgesetzt.

1928 ist es endlich gelungen, die Fundationssumme aufzubringen und somit erhielt die Anstalt die kanonische Anerkennung. Aber eine Bedingung wurde daran gesetzt, daß nämlich an Stelle des fehlenden Notbaus ein den Vorschriften entsprechendes Gebäude aufgeführt werde. Der Wunsch wird viele Mittel erfordern, aber ein Jurist kann es nicht geben. Es ist und bleibt der dringende Wunsch unseres Heiligen Vaters: „Japan muß eine katholische Universität haben, koste es, was es wolle, denn das Ansehen der katholischen Kirche vor der Heidenwelt des fernen Ostens steht auf dem Spiele.“

Das also ist der ausdrückliche Wille des Heiligen Vaters. Die ganze katholische Welt hat ihn vernommen und sie wird diese Aufforderung, an der Erhaltung der Hochschule mitzuwirken, nicht unerfüllt lassen. Was für andere Völker aber nur Bitte ist, ist für das deutsche Volk eine heilige Pflicht. Denn Japan hat sich Deutschland zur Lehrmeisterin gewählt. Jahr für Jahr sendet es Hunderte seiner besten Söhne an die deutschen Hochschulen, damit sie deutsche Wissenschaft erlernen. Deutsche Kultur ist es, die in Japan immer mehr Eingang findet. „Deutschland wäre somit berufen gewesen, diesem Volke Führer zu sein zum wahren Glauben, zur wahren Quelle aller Wissenschaft. Aber das Volk, das Führer sein sollte, ist zum Verführer geworden. Deutschland gilt heute in Japan als das protestantische Land. Die ungläubige Philosophie eines Kant, Nietzsche und Hegel sind japanische Philosophie geworden. So hat Deutschland dem japanischen Volke ein großes Vergernis gegeben, Deutschland muß es wieder gut machen.“

Und doch wir uns dieser heiligen Pflicht der Sühne bewußt werden, die wir gegenüber dem japanischen Volke haben, das worden wir zeigen in unserem Verhalten, tatkräftig an der Erhaltung der katholischen Universität in Japan mitzuwirken. So wollen wir unserer Teilnahme am Jubel-Jesse des Hl. Vaters dadurch Ausdruck verleihen, daß wir bereitwillig dem hohen Jubilar ein kleines Scherlein für dieses Werk anbieten. Die hochwürdigsten Herren Oberhirten fast aller deutschen Bistümer haben zu diesem Werke ihren Segen erteilt und den Wunsch geäußert, daß doch alle Katholiken freudig dieser Aufforderung nachkommen mögen. So bitten wir, dem Wunsch der Oberhirten Folge zu leisten und eine Gabe für den hohen Jubilar zugunsten der Universität an uns zu senden. Wer möchte zögern, dem Vater aller Menschen diese kleine Freude zu machen? Was du tun willst, das tue heute noch! Geh hin und sende deine Jubelgabe an „Deutsche Univ erfüllt in Japan“, Köln, Stöckstr. 1a, Postfachkonto Köln 10379.

**Erklärung auf Welle 353.**

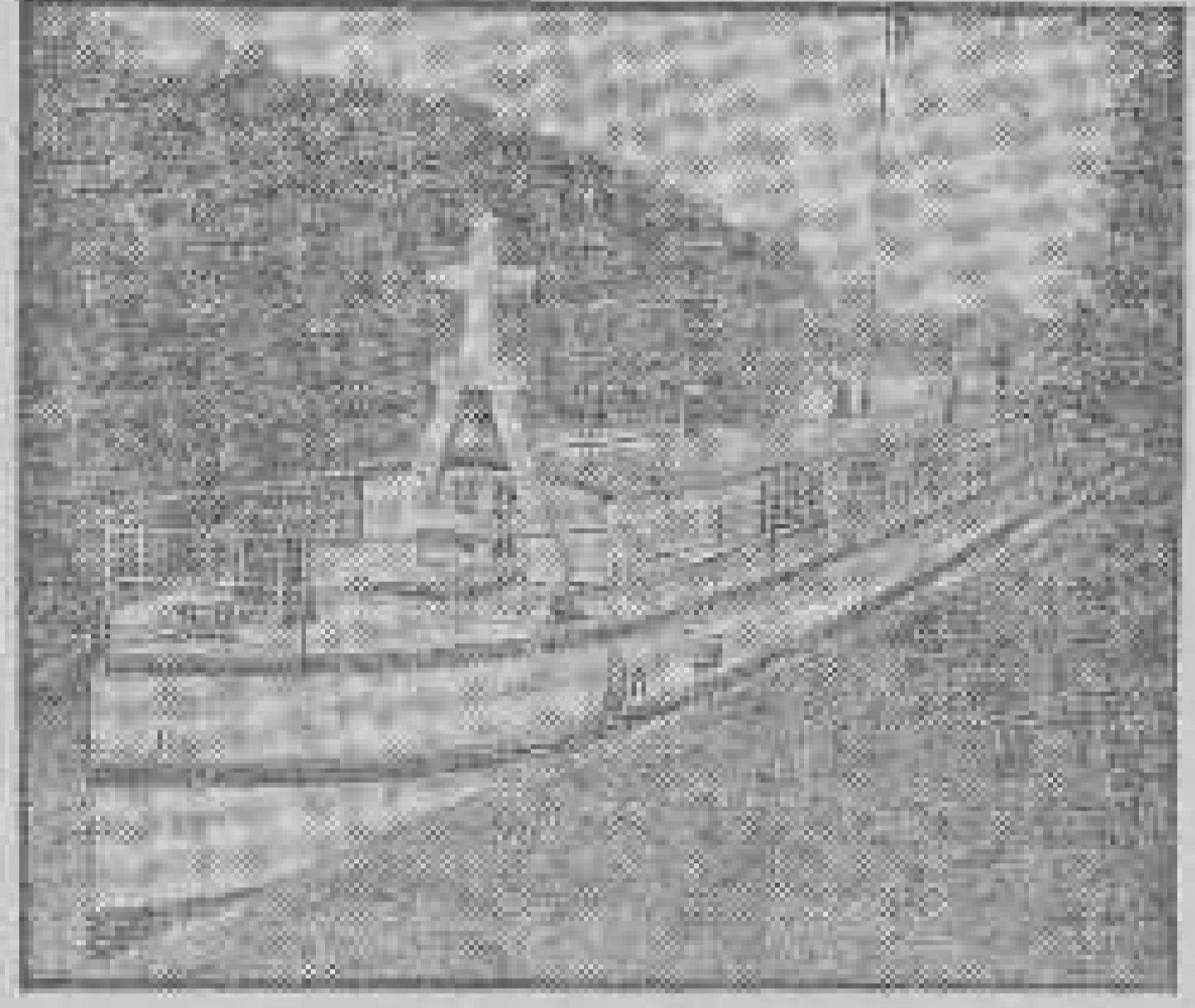
Von Friedrich Franz.  
Heute sollte die Entschuldig fallen. Es war etwas Bedauerliches, Geschehen in ihm; seine Reden kochten, seine Worte zerschanden. Sobald er sich aber zusammensetzte, um die entscheidenden Worte zu sagen, da schien es ihm zu banal, abgedruckt und theatralisch, daß er, der Leuze Friedrich Katoll, zu einer jungen, schönen, selbstbewußten Dame, die seinen Herrn Doktor der Philosophie gemacht hatte, wie ein jugendlicher Liebhaber die Jesuitenfunde alten Worte sprechen sollte: „Ich liebe Sie — ich liebe dich!“ Irigend etwas konnte ihn. Er wurde finster.  
„Werden Sie morgen abend im Rundfunk singen?“ fragte sie beim Abschied.  
„Ja, es steht schon im Programm“, sagte er. „Morgen und übermorgen, um 21 Uhr, auf Welle 353.“  
„Und was werden Sie singen?“  
„Ich singe —“. Er stockte verärrert. Seine Worte waren ihm die drei Worte entfallen, die er den ganzen Abend ununterbrochen hatte. „Ich singe ein Lied von Krieg“, sagte er, „und es würde mich freuen, wenn Sie mich hören; denn ich habe Ihnen etwas zu sagen, Ihnen persönlich.“  
Er erinnerte dabei wie ein schüchternes Bräutchen, der Zweifel schlug, und verabschiedete sich hastig.  
Am nächsten Abend sah Fräulein Dr. Gerda Roskus am Radio. Sie hatte den Rundfunkherren abgeleitet und die Rundfunkherren angehen, als würde das Geheimnis nicht laut werden im Raum, sondern nur zu ihr sprechen. Punkt 21 Uhr verließ die Aufseher, daß sich der besetzte Tenor Stefan Reich Katoll bereitgefunden hätte, einige Lieder zu singen. Ein Minutenschein konnte beschwollen schwellend Katolls Stimme, führen und löstend aus ungewisser Ferne, und doch so nahe:  
„Ich — liebe — dich...“  
Es war das Lied von Krieg, das in Katolls Mund schmerzhaft und frohlockend klang. Die Worte vibrierten in den Rundfunkherren und strangen in die lauschenden Zehn. Sie steten in ihr Blut, sprangen klingen, drängten an ihr Herz.  
Es war eine seltsame Nacht. Gerda schlief wenig, und wenn sie flüchtig einschlummerte, träumte sie über, verweo-

**Ein Berg aus dem Wege geschafft.**

Mohammed mußte bekanntlich sich dazu bequemen, zu dem Berg zu gehen, da der Berg nicht zu Mohammed kam. Aber heutzutage macht man mit Bergen nicht mehr solch tolle Anstände, wenigstens nicht im „Lande der unbegrenzten Möglichkeiten“, und erst recht nicht in Kalifornien. Wie man „einen Berg aus dem Wege schafft, um eine Stadt zu bauen“, davon erzählt C. S. Under in der Chicagoer Fachzeitschrift „Der Bauingenieur“. In früheren Zeiten“, schreibt er, „würde man bei dem Gebirgen, einem Berg fortzuschaffen, nur gelacht haben. Aber im 20. Jahrhundert ist die Technik soweit fortgeschritten, daß ein solcher Plan als ein wohl ausführbares Beginnen erscheint. Aus einer kleinen, allspanischen Ansiedlung ist Los Angeles eine große und moderne Stadt geworden, die sich immer enger gegen die Mauer des Bunker Hill bekannten Berges drängt. Dieser Berg steht seit langem dem Wachstum des Geschäftsviertels und des Verkehrs im Wege. So hat sich denn immer mehr die Notwendigkeit herausgestellt, daß Bunker Hill weichen muß, und jetzt ist man so weit, daß dieses Problem ernsthaft von Kaufleuten und Ingenieuren erörtert werden ist. Ein endgültiger Plan, der von dem Präsidenten der Southern Western Investment Corporation, D. C. Rigelow, aufgestellt wurde, veranschlagt die Kosten auf 40 Millionen Dollar; diese Summe wird innerhalb der beteiligten Kreise durch Privatkapital aufgebracht werden. Die Ausführung der Arbeiten wird nach dem Bericht einer Kommission, der jetzt erstattet worden ist, sich etwa folgendermaßen vollziehen: Bunker Hill erhebt sich etwa 33 Meter über das Niveau der umliegenden Stadt-

Krahen und erstreckt sich über ein Gebiet von 90 Hektar. Man rechnet, daß dabei 20 Millionen Kubm. Fels und Erde weggeschafft werden müssen. Man beabsichtigt, die Arbeiten am Süden des Berges zu beginnen und nach dem Norden vorzudringen, wobei alle modernen Einrichtungen benutzt werden sollen. Man wird zunächst einen kleinen Tunnel von Süden nach Norden durch den Berg hindurchtreiben und durch diesen dann das ganze ausgegrabene Material abtransportieren; damit wird jede Unterbrechung der Arbeiten vermieden und ebenso jede Störung des Verkehrs auf den Straßen. Ein ganzes System von Kranen und Hebewerken wird die Fortschaffung erleichtern. Probebohrungen an allen vier Seiten haben gezeigt, daß den Erdbewegungsarbeiten keine großen Schwierigkeiten entgegenstehen. Ist der Berg beseitigt, dann wird eine Vereinigung von Hollwood und dem rasch sich entwickelnden Milpitas-Gebiet mit dem Herzen von Los Angeles möglich sein, und an der Stelle, an der der Berg stand, soll sich eine neue Stadt mitten in der Stadt entwickeln, die die modernsten Anlagen mit großen Gebäuden, Flugplatzanlagen und allen möglichen Verbesserungen aufweisen soll. Nach den jetzigen Bodenpreisen schätzt man den Wert des auf diese Weise gewonnenen Geländes auf 35 Millionen Dollar, aber wenn erst in fünf bis sieben Jahren mit dem Bau der neuen Stadt an der Stelle des Berges begonnen sein wird, dann rechnet man mit einer fünffachen Erhöhung des Bodenwertes, so daß sich die Fortschaffung des Berges als ein gutes Geschäft erweisen wird.

**25 Jahre Schifferkirche.**



Die schwimmende Schifferkirche, die die Berliner Gewässer befährt, um den Schiffen den Gottesdienst zu ermöglichen, kann ihre 25-jährige Bestehen feiern.

nen Anfall. Musik rauschte ihr in den Ohren, eine Stimme voll Wohlklang lang betäubend die ganze Nacht — —  
Am Morgen danach war Gerda müde, übermüdet, erschöpft. Sie erhob sich schwach und bleich. Das Gedächtnis des Abends war ins Jenseits entzückt. Sie sah die Dinge mit kühlen, ruhigen Augen an, ohne Leidenschaft, mitfühlend und verständnisvoll, wie es einem neugeborenen Doktor der Philosophie ziemt.  
„Guter Katoll!“ lachte sie. „Ich danke Ihnen für das Lied von gestern abend. Es hat mich ganz erfüllt. Nun ist es aber vorbei. Es ist mir bitterlich bewußt geworden, daß Ihr Lied nicht nur mir persönlich galt, sondern zugleich auch von hunderten andern Menschen gehört worden ist. Das ist mir ein Spindel des Künstlerstills. Der Künstler ist nicht für einen bestimmten Menschen, nicht für ein einzelnes Herz da, sondern für die Hunderttausende und für alle. Nicht nur mit seinem Talent, sondern mit seiner ganzen Persönlichkeit, deren Reize und Werte von dem Talent unterschiedbar sind. Es ist eine Selbsttäuschung, wenn Sie glauben, daß Sie Ihr Herz einer einzigen Frau, Ihre Stimme aber allen schenken können. Man kann sein Wesen nicht flüchtig trennen.“  
„Ich bitte Sie, lieber Katoll, seien Sie mir nicht böse, und behalten Sie in guter Erinnerung“  
Ihre Gerda Roskus.“  
Sie war ebenfalls stolz auf diesen philosophischen Brief. Als aber der Abend kam, sah sie wieder mit Kopfschmerzen am Radio, auf Welle 353 eingeschaltet. Um 21 Uhr machte der Aufseher, daß der Tenor Katoll infolge von Unschlüssigkeit leider abgesetzt hätte; an seiner Stelle würde —  
Gerda riß die Rundfunkherren ab. Mühselig im Paradies nahm Gut und Mangel. Bitte zum Bahnhofs fuhr die halbe Nacht.  
Am nächsten Tag ließ sie sich bei Katoll anmelden. Er empfing sie erheitert, läch, zurückhaltend. „Was verhoffte mir die Ehre Ihres Besuches?“ fragte er gezwungen.  
Sie schloß sich von solcher Höflichkeit gereizt. „Sie haben gestern abend nicht gesungen!“ fuhr sie ihn mit einem Ton an, als erbehe sie eine furchtbare Auflage.  
„Ich war unwohl“, sagte er abschuldig.  
„Wollen Sie mich auch mit dieser... Unschlüssigkeit abweisen?“ fragte sie geizig.  
„Es war wohl etwas mehr“, gab er zu. „Die Nachmittagspause brachte mir einen Brief, der mich traurig machte. Aber das konnte ich nicht gut durch den Aufseher in alle vier Winde auszusprechen lassen.“  
Sie schloß den Mund, mit kurzem verführerischen Gesicht. Während verführerisch quadvoll langten. Endlich raffte er sich auf. „Und womit kann ich Fräulein Doktor dienen?“ Wieder war es der seltsame höfliche Ton.  
Gerda kam besonnen zu, in einem klaren Widerstreit von Gefühlen. Sie war ihm böse — und mußte nicht, warum. Sie war ihm gut — und konnte es ihm nicht sagen. Sie schämte sich, daß sie gekommen war — und freute sich doch seiner Nähe.  
Da grüßte sie zum verabschiedeten Abschied des geschlagene Weibes — zur unbegreiflichen Yvonne. „Ich war enttäuscht“, sagte sie innerlich, „daß der Sänger Katoll nicht gesungen hat.“ (D, dies Betätigung auf dem Wort „Sänger“ h. „Wären Sie mir ein Glück und Entschuldig etwas vorbringen. Hier, auf der Stelle.“

„Wie? Hier, auf der Stelle? — Singen?“ fragte er verwirrt. (Welche Laune, welcher Wahnsinn! dachte er für sich.)  
„Ja, wenn ich bitten darf.“  
„Und was wünschen Sie zu hören?“ fragte er stiller lächelnd.  
„Das Lied von Krieg.“  
Er wurde blaß, trat etwas zurück und begann dann zu singen. Wohlklang und Gewalt seiner Stimme erfüllten den Raum. Stübchen und lockend schmolzen die Töne. Aber er kam nicht über die ersten Worte hinaus — da blitzte ihm das Fehlen der Doktor der Philosophie meidend im Kopf.  
„Katholische Welt“, sagte er leise, erschüttert, und nahm sie in seine Arme.

**Wenn man ehrlich ist.**

Herr Meier verbrachte seine Ferien bei einer Tante in der Stadt. Wie er mit einem Tages in aller Gemächlichkeit durch die Straßen schlendert, trifft er auf einmal auf etwas Weiches, er bückt sich und hebt ein gutgefülltes Portemonnaie auf. Der ehrliche Mann will Herr Meier seinen Fund ordnungsgemäß abgeben. Also begibt er sich zu diesem Zwischensort. Der Gerichtsdienner fragt ihn nach seinem Namen. „Ich heiße Meier und bin auf der Straße auf etwas Weiches getreten, und wie ich nachsehe, ist es ein Portemonnaie mit Geld. Das möchte ich abgeben.“ — „Sehr schön von Ihnen, Herr Meier, dann gehen Sie mal auf Zimmer 77.“ — Herr Meier ging auf Zimmer 77. Dort lag ein Herr, welcher ernst auf der Schreibmaschine schrieb, aber damit aufgehört, als Herr Meier eintrat. — „Entschuldigen Sie, ich heiße Meier. Wie ich heute so auf der Straße daher gehe, trete ich auf etwas Weiches. Ich sehe noch was es ist und finde ein Portemonnaie mit Geld. Das möchte ich abgeben.“ — „Das ist aber wirklich nett von Ihnen, Herr Meier, aber ich bin leider nur Gehilfe. Sehen Sie sich nur. Der Herr Inspektor kann jeden Augenblick kommen.“ — Herr Meier lehnte sich. Es verging jedoch eine geschlagene Stunde, dann kam endlich der Herr Inspektor. — „Entschuldigen Sie, ich heiße Meier, auf der Straße bin ich heute auf etwas Weiches getreten und wie ich nachsehe, ist es ein Portemonnaie mit Geld. Das möchte ich abgeben.“ — Freundlich kniffte der Herr Inspektor Herrn Meier auf die Schulter. — „Sohn von Ihnen, Herr Meier. So ehrlich mühten alle Menschen sein. Aber leider ist hier kein Fundbüro. Da müssen Sie sich schon auf das nächste Polizeiamt begeben.“ Also machte sich Herr Meier auf dem Weg zum Polizeiamt. Dem dort anwesenden Herrn Inspektor sagte er: „Ich heiße Meier und bin zu Besuch bei meiner Tante Wohlfänger. Auf der Straße — — —“  
„So, so“, sagte der Herr Inspektor, „und Sie angemeldet?“  
— „Angemeldet?“ sagte ganz perplex Herr Meier, „angemeldet? Was ist mich angemeldet?“ — „Also sind Sie nicht angemeldet!“ — Herr Inspektor. — „Wohlfänger!“ — Herr Inspektor. — „Lassen Sie sich von diesem Herrn seine Personalkarte anzeigen, schreiben Sie ihn ein, und nehmen Sie ihm eine Ordnungskarte von 5 Mark ab.“  
Ganz kühnstenswilde kam Herr Meier nach 3 Stunden bei seiner Tante an. „Soll man da nicht aus der Haut fahren?“ rief er aufgebracht. „Wie ich heute auf der Straße so daher gehe, trete ich auf einmal auf etwas Weiches, und wie ich nachsehe, ist es ein Portemonnaie mit Geld. Als ehrlicher Mensch will ich es abgeben. Man schickt mich zum Gericht, wo ich zuerst hinging, aufs Polizeiamt. Und, was meinst du wohl, dort, anstatt doch ich für meine Ehrlichkeit gelobt werde, muß ich 5 Mark Strafe bezahlen, 5 M., weil ich mich für die paar Tage, die ich hier bei dir zu Besuch bin, nicht angemeldet habe.“

**Im Walde.**

Du warst mir ein täglich Wandergel,  
Wiesleber Wald, in dämpfen Jugendtagen,  
Ich hatte dir geträumten Glücks so viel  
Angeworren, so wahren Schmerz zu klagen.  
Und wieder such' ich dich, du dunkler Hort,  
Und meines Wipfelsmeers gewaltig Rauffen —  
Sagt rede du! Ich lasse dir das Wort!  
Verstummt ist Klug' und Tadel, Ich will lauschen.  
Konrad Ferdinand Meyer.